

Im letzten Winkel der Zeit

Es war seltsam, wie leicht sie mit einem unbekanntem Mann verreisen konnte. Er war ihr nicht durch sein Aussehen oder sein Auftreten aufgefallen, sondern vielmehr durch die Art, wie er sprach: in kurzen, klugen Sätzen, ganz ohne Firlefanz. Sie hatten sich bei einer Lesung kennengelernt, waren nebeneinander im Publikum gesessen und ins Gespräch gekommen. Danach hatten sie sich ein paar Mal verabredet, und jetzt waren sie zusammen unterwegs.

„Das Meer hat sein Glitzern nicht verloren“, sagte sie, als sie die Küstenstraße entlang fuhren, „auf den zweiten Blick sieht vieles anders aus.“ Er nickte. „Meine Erinnerungen stimmen auch selten mit der Wirklichkeit überein.“

Während sie so zusammen fuhren, sog sie alles in sich auf. Gleißende Sonnenstrahlen schienen mit dem Meer zu verschmelzen; rot und weiß blühende Oleander standen am Straßenrand Spalier; bunte Fischerboote schaukelten in den kleinen Häfen der Küstenorte.

Sie bemerkte, wie er am Beifahrersitz einschief. Es tut gut, zu schweigen, dachte sie. Worte können solche Momente oft nur zerstören.

Im Grunde genommen kannten sie einander kaum. Bei ihren wenigen Treffen hatten sie sich über alles Mögliche unterhalten und einander viel über die Lust am Reisen erzählt. Irgendwann hatten sie dann den Entschluss gefasst, gemeinsam aufzubrechen.

Auf einem Felsvorsprung über dem Meer konnte sie die beiden Burgen von Duino sehen. Vergil liebte diese Landschaft. Später kamen Dante und Rilke hierher. Sie konnte diese Leidenschaft gut verstehen, es war ein herrlicher

Flecken Erde, und bald darauf tauchte auch schon das weiße Schloss am Meer auf, jungfräulich und einsam.

Als er erwachte, begann er von einem sonderbaren Traum zu erzählen. Glas sei zersprungen und Gegenstände seien durch die Luft geflogen. Er war alleine auf der Straße gewesen und hätte sich kaum mehr auf den Beinen halten können.

„Klingt nach Bora“, sagte sie, „wenn der Wind aufkommt, sind die Straßen plötzlich wie leer gefegt.“

Die Autokolonne kam immer wieder ins Stocken. Der starke Gegenverkehr drängte aus der Stadt hinaus zum Meer.

„Das ist also Triest“, stellte er fest und stemmte sich mit beiden Händen aus dem Sitz, um nichts zu versäumen.

Die Autos schlängelten sich durch enger werdende Straßen dem Zentrum zu. Sie schaffte es gleich beim ersten Mal vom Kreisverkehr auf den mehrspurigen Corso Cavour einzubiegen, und das, ohne mit einem anderen Auto zu kollidieren. Nach ein, zwei Tagen würde sie wieder daran gewöhnt sein, genauso hupend und alle Verkehrsregeln missachtend zu fahren wie die Italiener.

„Habe ich viel verpasst als ich eingenicht war?“, fragte er.

„Du hast Duino und Miramare verschlafen“, sagte sie, „Rilkes Lieblingsplatz und mein Traumschloss. Eigentlich müsste ich dich aus dem Wagen werfen, aber das kann ich den anderen Autofahrern nicht antun.“

„Muss heute mein Glückstag sein“, meinte er grinsend.

Sie reihte sich in die linke Spur ein, um im Schritttempo zur Via Milano zu kommen. Rushhour in Triest.

„Zu Fuß wären wir in fünf Minuten bei der Piazza Oberdan“, seufzte sie.

Langsam kroch das Auto die Via Milano entlang, vorbei an den vielen kleinen Läden und Restaurants, die sich wie bunte Dominosteine aneinander reihten.

„Sagt dir der Name Oberdan irgendetwas?“, fragte sie. Er schüttelte den Kopf.

„Er versuchte, Triest von der österreichischen Herrschaft zu befreien, aber Kaiser Franz Joseph wollte sich nicht so einfach wegbomben lassen, und Oberdan wurde hingerichtet, hier auf diesem Platz.“

„Wir Österreicher können uns im Ausland einfach nicht benehmen“, sagte er.

Sie lachte. „500 Jahre lang herrschten die Habsburger in Triest. Sie haben sich wirklich nicht gut benommen; aber danach wurde es auch nicht besser. Triest lag plötzlich im Abseits. Ein Ort im letzten Winkel der Zeit.“

Endlich setzte sich die Kolonne wieder in Bewegung. Nur mit Mühe konnte sie links in die enge Via Galatti einbiegen und den Wagen am Straßenrand anhalten. „Jetzt lernst du mein Refugium in Triest kennen,“ sagte sie und stieg aus.

Sie schnapten beide ihre Koffer, überquerten die Straße und steuerten auf eine kleine gläserne Eingangstüre zu.

Sie hatte zwei Zimmer reserviert. Verstohlen beobachtete sie bei der Schlüsselübergabe seinen Gesichtsausdruck, aber seine Mimik verriet keine Überraschung. Nachdem sie sich kurz auf ihre Zimmer zurückgezogen hatten, trafen sie einander in der Lobby zum Abendessen. „Die beste Pizza bekommen Sie immer noch bei Peperino“, sagte die Empfangsdame, „gleich schräg gegenüber.“ Tatsächlich, die Pizza schmeckte köstlich – und der Rotwein ebenfalls.

„Spazieren wir noch zum Canal Grande?“, sagte sie, als sie wieder vor dem Lokal standen.

Sie hakte sich bei ihm unter. Bald erreichten sie den Corso Cavour und gingen die Promenade entlang, bis sie zum Canal Grande kamen.

„Ob er wirklich einmal grande war, weiß ich nicht“, sagte sie lachend.

„Auf alle Fälle ist er entzückend“, meinte er und schmunzelte.

Sie setzten sich an den Rand des beleuchteten Springbrunnens vor der Kirche Sant'Antonio Nuovo. Das kühle Wasser umspielte ihre nackten müden Füße.

„Morgen zeige ich dir den ältesten Teil von Triest“, sagte sie, „die Festung oben auf dem Colle di San Giusto. Vom Castello hat man den besten Blick über die ganze Stadt.“

„Du bist die perfekte Führerin. Man kann dir, ohne zu überlegen, sein Leben anvertrauen.“

„Wie meinst du das?“, fragte sie erstaunt.

„Wollen wir noch etwas trinken?“ Er stand auf und reichte ihr die Hand.

Als sie zum Frühstück kam, saß er bereits mit einer dampfenden Tasse Kaffee vor sich an einem der Tische.

„Guten Morgen“, sie setzte sich neben ihn, „wie geht es deinem Kopf? Ich hoffe besser als meinem.“

„Mein Kopf ist so klar wie schon lange nicht mehr“, sagte er.

Nachdem sie San Giusto besichtigt hatten, nahmen sie das Schiff nach Muggia, dem letzten Ort vor der slowenischen Grenze.

Auf der Piazza tummelten sich die Menschenmassen.

„Flüchten wir uns in den Duomo?“, fragte sie.

Er nickte. Den ganzen Vormittag über hatte er fast kein Wort gesprochen.

„Ist alles in Ordnung?“, flüsterte sie, als sie in der Kühle des Domes in einer der Kirchenbänke Platz genommen hatten. Von draußen drang gedämpfter Straßenlärm herein.

„Die Stadt hat dich mit ihrer Melancholie angesteckt“, sagte sie. „Du hast plötzlich das Gefühl, nirgendwo zu sein und musst dich erst selbst wieder finden. Mir ging es bei meinem ersten Besuch genauso.“

Nach einer Weile verließen sie den Dom und wanderten Hand in Hand zum Monte San Michele hinauf. An diesem Tag konnte man bis Triest sehen. Die Türme der alten aufgelassenen Industrieanlagen sahen aus der Ferne wie riesige Wächter aus.

„Langsam sollten wir uns an den Abstieg machen“, sagte sie nach einiger Zeit in die Stille hinein, „sonst verpassen wir das Schiff zurück.“

Das Antico Panada war das schickste Lokal am Canal Grande und meistens voll. Die Tische waren schon alle besetzt, aber eines der Sofas war noch frei. Die Sonne schwebte wie ein riesiger Feuerball über dem Meer und ein paar schwarze Nebelschwaden zogen ihre Fäden durch den Nachthimmel.

„Irgendwie sieht es aus wie in meinem Traum.“ Er zog sie an sich, und sie küssten sich lange und leidenschaftlich.

„Hat es eine besondere Bedeutung, wenn man sich das erste Mal bei einem Sonnenuntergang küsst?“, fragte sie leise.

„Für die Beteiligten sicher“, antwortete er.

Die Nachtluft war lau. Ein leichter Wind kam auf, als sie sich auf den Weg zurück zum Hotel machten. An jeder Straßenecke blieben sie stehen, umarmten und küssten sich wie verliebte Teenager. Vor dem Hotel begann er plötzlich Heine zu zitieren:

Sie liebten sich beide, doch keiner

Wollt es dem andern gestehn;

Sie sahen sich an so feindlich,

Und wollten vor Liebe vergehn.

Sie trennten sich endlich und sahn sich

Nur noch zuweilen im Traum;

Sie waren längst gestorben,

Und wussten es selber kaum.

Als sie erwachte, war der Platz neben ihr leer. Sie war nicht überrascht. Nachdem sie sich geliebt hatten, war er ans Fenster gegangen und hatte lange in den Abendhimmel hinaus gesehen. Das Licht der Straßenlaterne hatte seinen Körper eingehüllt, und sie hatte das Gefühl, dass sich die Konturen langsam aufzulösen begannen. Irgendwann war sie eingeschlafen. Sie wollte duschen, aber es kam kein Wasser. Verärgert rief sie in der Rezeption an.

„Haben Sie gar nichts gehört heute Nacht?“, fragte die Empfangsdame.

„Wir hatten einen der stärksten Stürme der letzten Jahrzehnte. Fast 150 km/h! Die ganze Stadt ist im Ausnahmezustand. - Signora, haben Sie eine Nachricht von Ihrem Begleiter bekommen?“

„Nein“, sagte sie, „warum fragen Sie?“

„Es ist nur so“, sagte die Empfangsdame, „knapp vor dem Sturm hat er bei mir seine Zimmerschlüssel abgegeben. Er wollte einen Spaziergang machen. - Die Schlüssel sind immer noch hier.“

Sie legte den Hörer aus der Hand und setzte sich auf ihr Bett. Seine Worte kamen ihr in den Sinn.

Ich hatte einen sonderbaren Traum. Glas zersprang und Gegenstände flogen durch die Luft. Ich stand alleine auf der Straße und konnte mich kaum mehr auf den Beinen halten.

„Das war die Bora“, sagte sie leise, „wenn der Wind aufkommt, sind die Straßen plötzlich wie leer gefegt.“

Im letzten Winkel der Zeit erschien im Mai 2012 in der Literaturzeitschrift etcetera (Nr. 48, Traum).